Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 11 (1927)
Heft: 7-8

Artikel: Schweizer-Hochdeutsch
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419616

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

schiede sind aber noch größer als bei jenen. Merkwürdig, wie das Schicksal die Menschen zusammenführt — und auseinander.

Schweizer-Hochdeutsch.

Es ist für uns Deutschschweizer ein Glück, daß es keine deutsche Akademie gibt, die in ihrem Wörterbuch die einen Wörter als richtig abstempelt („reçu à l'Académie"), wodurch die andern als falsch gebrandmarkt werden. Im Deutschen haben alle Landschaften gewisse eigene Rechte behalten, und die deutsche Gemeinsprache hat sich auch dem Schweizerdeutschen gegenüber recht gastfreundlich erwiesen. Die Frage ist nur, wie weit wir von diesem Gastrecht Gebrauch machen wollen. Darüber hat Herr Dr. Stickelberger in der Einleitung zu seinem Büchlein „Schweizerhochdeutsch und reines Hochdeutsch" sehr gut gesprochen. In einzelnen Fällen ist es freilich oft schwer, die Grenze zu ziehen. In den „Kleinen Mitteilungen" der N. Z. Z. sind kürzlich einige Eigentümlichkeiten der schweizerdeutschen Schriftsprache angefochten worden. Der literarische Schriftleiter des Blattes spottete dann über diese „Dudenkrankheit" und über die Schulmeister, die kein Wort als schriftdeutsch anerkennen mögen, das nicht im Duden oder andern norddeutschen Wörterbüchern stehe. Er nahm besonders die „Saaltochter" in Schutz und berief sich auf anerkannte reichsdeutsche Schriftsteller wie Thomas Mann, Wilhelm Schäfer und Bernhard Diebold, die das Wort aufgenommen hätten, während es leider in der Schweiz selbst zurückgehe.

Ist es wirklich so schade um das Wort? Da kann man wohl in guten Treuen verschiedener Ansicht sein. Gewiß könnte Tochter in dieser Zusammensetzung wie in Lehr- und Ladentochter andeuten, daß der „Hotelier das «Servierfräulein» in einem verantwortlichen Sinne zur Familie zähle, daß der Gast selber das dienende Wesen wie eine Tochter des Hauses zu achten habe", aber ob es das wirklich andeuten „wollte und sollte" und immer noch wolle und solle und köune? Ob man das Wort Tochter, gerade weil es ein herzlicheres Verhältnis andeutet als das bloß geschäftliche, nicht als Mißbrauch empfinden kann, weil das Verhältnis in der Regel doch mehr geschäftlich als familienartig herzlich ist? Es liegt freilich im Wesen der Sache, daß es neben Saal- und Ladentöchtern nicht unbedingt auch Saal- und Ladensöhne geben müßte, denn diese würden sich dem Familienanschluß noch kräftiger entziehen. Näher als die Saal- und die Ladentochter sollte der Familie doch das Kinderfräulein stehen; daß dieses nicht Kindertochter heißt, wie es doch logisch wäre, liegt am erheiternden Zusammenstoß zweier Verwandtschaftsbezeichnungen. Aber sogut man je nach Alter und Bildung von Kindermädchen und Kinderfräulein und auch schon von Ladenmädchen und Ladenfräulein spricht, könnte man von Saalmädchen und Saalfräulein sprechen, denn diese Wesen wollen doch lieber als Fräulein denn als Töchter des Hauses betrachtet sein. Von Büro- und Telephontöchtern spricht man auch nicht. Hinter diesem Gebrauch des Wortes Tochter steckt vielleicht das französische Wort fille, das mangels eines besondern Wortes eben auch das „Mädchen" vertreten muß. So wäre zu erklären, daß in der N. Z. Z. auch einmal zu lesen war: „Vor dem Gerichte stand Frau M., die sich durch Eingriffe zum Zwecke der Beseitigung keimenden Lebens der fahrlässigen Tötung einer Tochter schuldig gemacht hatte". Mit der Tochter meinte der Schreiber gerade nicht die durch den Eingriff getötete künftige Tochter, sondern deren Mutter.

Aber Herr E. K. macht einen Vorschlag zur Güte. Wenn man ihm seine Saaltochter lasse, so wolle er die dreisilbige Fahrkarte schlucken, die er nun im neuen Bahnhof Enge statt des bisherigen zweisilbigen Billettes lösen müsse, das dem vernünftigen Verkehrsvolapük eines viersprachigen Landes, namentlich in Fällen von Eile, besser entsprochen habe. Der Vorschlag läßt sich hören. Zwar ist sein Opfer sachlich nicht so groß, wie ihm scheint, denn auch in der höchsten Eile pflegt man das Wort Billet oder Fahrkarte am Schalter gar nicht zu brauchen, sondern nur den Namen der Station und den Vermerk, ob einfach oder „rettuhr". Im Notfall kann man auch bloß Karte sagen; der Schaltermann wird sicher keine Post- oder Landkarte darunter verstehen. Auch darf man die Silben nicht nur zählen, man muß sie auch wägen; die dritte Silbe von Fahrkarte wiegt nicht voll, und dieses Oepferchen dürfte man der Reinheit seiner Muttersprache allenfalls noch bringen. Von den vier Sprachen unseres Landes wird die romanische auf dem Bahnhof Enge noch seltener erklingen als die englische, die übrigens sagt ticket, und volapükisch einheitlich sprechen nicht einmal die Deutschschweizer unter sich das Fremdwort aus. Der richtige Züribieter sagt noch Biléht, und es ist fraglich, ob ein Welscher das verstünde; Stadtzürcher aber sagen schon entweder Biljétt oder, noch etwas fremder, Billjeh oder so was; einige ganz gebildete sagen fast ganz französisch Bijjeh. Grad schad ist es also auch um dieses Nationalheiligtum nicht, fast so wenig wie um den Perron, bezw. Perrohn, bezw. Perroh, bezw. Perrong, bezw. Quai.

Immerhin: Saaltochter gegen Fahrkarte! Unrecht hat E. K. aber mit dem Vorwurf der Dudenkrankheit. Mit Duden hat die Sache nichts zu tun. Der Vorredner hatte sich sicher nicht eingebildet, dieses Buch enthalte den ganzen deutschen Wortschatz der Gegenwart und Zukunft; er hat drum auch das Wort nicht deshalb angefochten, weil es nicht im Duden steht, sondern aus den angeführten, durchaus beachtenswerten Gründen. Für ausländische Schriftsteller mag die Saaltochter als Erscheinung und als Wort den Reiz der Neuheit haben; ein einheimischer Vater einer Tochter hört das Familienwort nicht gern für eine doch mehr geschäftliche Beziehung angewandt. Mit anerkennenswertem Freimut gesteht aber E. K. zum Schluß: „Wir sind Schulmeister allzumal. Ich auch, indem ich mich über das landesfremde Fahrkarte erbose".

In jener ersten Mitteilung der N. Z. Z. mochte auffallen, daß das Wort Wesen in Polizei- oder Gesundheitswesen als „zürcherisches Kanzleiwort" bekämpft wurde. Es fehlten aber nur die Beispiele. In der Tat, wenn man in amtlichen Schriftstücken liest: „Die Spielplätze des Schulwesens sind dem Polizeiwesen unterstellt", oder „Das Bauwesen hat beschlossen, . . .", „Auskunft wird beim Steuerwesen im Stadthaus erteilt", wenn es in der Zeitung heißt, bei der Errichtung der amerikanischen Wasserschlittelbahn im Zürcher Strandbad habe das städtische Gesundheitswesen freundliches Entgegenkommen bewiesen, ja wenn man in den städtischen Schulhäusern alle Handtücher, Abreißkalender usw. gezeichnet findet mit „Schulwesen der Stadt Zürich", so wirkt das auf Nicht-Zürcher und Nicht-Bürokraten doch etwas erheiternd, was wohl kaum beabsichtigt war. Das Wesen ist in diesen Fällen immer das Allgemeine; für seine Besorgung sind Aemter, Verwaltungen, allenfalls Direktionen da. Also: „Die Spielplätze der Stadtschulen sind der Polizeidirektion unterstellt".

Richtig ist auch, daß „Anlaß" im Sinne von Veranstaltung (z. B. für einen Ball, eine Abendunterhaltung) noch nicht dem guten gemeindeutschen Sprachgebrauch angehört, der darnach auch kein Bedürfnis zu haben scheint.

Es ist zwar etwas handlicher als Veranstaltung. — „Vereinnehmen“ und „verausgaben“ sind nicht ausgesprochen schweizerische Mißbildungen, anliefern und beliefern sind „draußen“ wohl sogar häufiger als bei uns. — Der Ausdruck „es hat“ (il y a!), der in unseren Volks- und höheren Schulen bei Lehrern und Schülern noch häufig vorkommt, ist auch süddeutsch; er hat aber wirklich etwas Fades und dürfte allmählich aus gut sein sollendem Deutsch verschwinden.

Man hat schon bewiesen, daß die Frage „Richtig oder falsch?“ in Fragen des Sprachgebrauchs unwissenschaftlich sei. Aber noch kein Professor hat die Grenzlinie gezogen zwischen Freiheit und Willkür.

Stutz und die Fremdwörter.

Jakob Stutz, der bildungsbeflissene Sohn des Zürcheroberländervolkes (geb. 1801) hat seine Lebensgeschichte (Sieben Mal sieben Jahre) ausdrücklich als einen „Beitrag zu näherer Kenntnis des Volkes“ bezeichnet. Daß sie das ist, zeigt sich nebenbei auch in seinem Verhältnis zum Fremdwort. Wir sehen, wie schwer verständlich es dem nicht höher geschulten Volke ist, und wenn beim heutigen Stande der Volksbildung manches leichter geworden scheint: man wird heute nur früher daran gewöhnt; wie schwer es aber seinem Wesen nach ist, sieht man an der Geschichte dieses geistig regsamen Menschen. Einige Beispiele:

„Der Schulmeister fragte mich, was ich lernen wolle. Ich sagte: rechnen. Gleich schrieb er mir drei Posten zum Addieren hin, und dann begab er sich zu einer Klasse, welcher er aus Meilis Briefsteller die Erzählung „Kaiser Joseph und der Bettelknabe“ diktierte. Das war mir etwas ganz Fremdes, daher ich meinen Nebenschüler zu fragen wagte, was dies Vorsprechen von dem Schulmeister wohl zu bedeuten habe. „Weißt du nicht einmal, was das ist?“ erwiderte lachend und stolz der Kamerad, „das heißt diktieren“. Hierüber mußte ich nun staunen, und diese einfache Sache kam mir wegen dem fremden Wort äußerst gelehrt und wichtig vor, so daß ich fest glauben mußte, dieser Schulmeister sei in allweg der geschickteste weit und breit.

Mit meiner Rechnung wußte ich eben wenig anzufangen und wagte abermals meinen Nachbar zu fragen, was ich denn auch mit meinen Zahlen machen müsse. Ich müsse sie addieren, sagte er kurz . . . .

Was addieren bedeuten sollte, wußte ich wieder nicht . .“

„Indessen trat ein junger Mensch von ungefähr meinem Alter herzu, und gleich sagte mir Boller ins Ohr: „Der ist mit Herr Renner gekommen; er ist ein Theolog.“ Auch das war mir ein ganz fremdes Wort, meinte alsbald, man sage ihm Theolog, weil er hinke und an einer Krücke gehe, man werde halt in der Stadt diese Leute so heißen. Fürwahr, eine lange Zeit hielt ich alle hinkenden Leute und welche an Krücken gingen, für Theologen und Theologinnen“.

„Ich kam mit den verschiedensten Leuten in Bekanntschaft, so auch mit Jaques (regelmäßig so!) Rebsamen in Tablat, welcher Lust gehabt hätte, einen Briefwechsel mit mir zu beginnen und mich eines Tages mit einem Brief zu diesem Zwecke recht sehr überraschte. Aber du lieber Gott, ich verstand den lieben Brief nicht. Er schrieb mir da von Correspondenz und Correspondieren, und ich konnte trotz allem Staunen und Denken nicht herausfinden, was Correspondenz und Correspondieren zu bedeuten hätte.

Jaques schrieb mir wieder von Correspondenz und Correspondieren und unter anderm, wenn ich nicht Zeit finde, diese Gedichte zu copieren, könne ich das Heftchen nur für mich behalten. Was Copieren ausweisen sollte, wußte ich so wenig als von Correnspondieren. Es tönte mir zwar wie Copie, „aber das ist ja ein Kanzleistück“, dachte ich, „solche braucht man zum Geldaufbrechen“. Kurz, ich wußte mit dem Heftchen nichts anderes zu tun als es wieder zurückzusenden. — —“

„Er (Pfarrer Tobler) gab mir dann eine Gedichtsammlung mit; ich glaube, das Buch hieß: Deklamierübungen, von Förster. Aber der Pfarrer mochte kaum ahnen, daß ich den Titel des Buches nicht verstehe und nicht wisse, was deklamieren heißen soll. Von da an (von des Verfassers 22. Jahr an!) verstrichen wohl noch zehn Jahre, bis ich wie von ungefähr des Wortes Bedeutung erfahren konnte.“

„Nach einem Zwischenakt sagte mir ein Knabe, jetzt werde dann ein Herr von Blumenthal vortreten, welcher der erste Virtuos auf dem Violin sei. Was Violin war, wußte ich nun, aber Virtuos, das war mir wieder welsch.“

Vom Büchertisch.

„Wenn ich endlich für Hüningen und ähnliches nicht die verwelschten Namen verwende, so folge ich dem guten Beispiele der Franzosen, die zu viel Geschmack haben, als daß sie ihre französische Sprache ohne Not mit fremden Ortsnamen verunzieren würden. Erst wenn sie einmal auf französisch von „Basel“ reden, statt von Bâle, können wir uns überlegen, ob wir auf deutsch von Huningue, Mulhouse, Fribourg u. a. reden wollen. . . Vielleicht geben diese Bemerkungen gar dem einen oder andern Amte Gelegenheit, die Schreibung der Namen zu revidieren.“

Dies schreibt der Verfasser der prächtigen Basler Heimatkunde, Dr. G. Burckhardt, Lehrer an der Töchterschule.

Das innige Heimatliebe atmende Werk enthält auch eine höchst lesenswerte, unter Mithilfe unseres Mitgliedes Prof. Hoffmann-Krayer entstandene Abhandlung über die Basler Mundart und ihre Beziehungen zu den übrigen alemannischen Mundarten. Für die, die es noch nicht wissen, und solche, die es aus Kriecherei vor fremdsprachigem Ausland oder aus falsch verstandenem Schweizertum geflissentlich verschweigen oder verdrehen, setzen wir noch folgende Stelle aus dem Buche hin: „Dieses Alemannisch im engern Sinne nimmt ein langgestrecktes, schmales Dreieck ein, das ungefähr durch Monte Rosa, Arlberg und die Lothringer Grenzberge im Nordosten Zaberns bezeichnet wird.“ „. . . so haben wir vom Alemannisch im weitern Sinne auszugehen, das den ganzen Südwestwinkel des deutschen Sprachgebietes einnimmt.“ So ist's recht.

K. B.

Briefkasten.

P. B., Th. In Deutschland sagt man also: „Ich läute Sie an“, der Schweizer pflegt sein Schweizerdeutsch in die Form: „Ich läute Ihnen an“ zu übersetzen. Die Frage ist: Woher kommt es, daß wir in der Mundart den Wemfall setzen, während das übrige Deutsch den Wenfall setzt? und: dürfen wir diese mundartliche Eigentümlichkeit in unsern schriftlichen Gebrauch übertragen? Im Schriftdeutschen nehmen viele ziellose („intransitive“) Zeitwörter in der Zusammensetzung mit „an“ einen eigentlich von diesem an abhängigen Wenfall zu sich: anfahren, angehen, anrühren, anspucken, anrufen, anlachen, anbeten u. v. a. Nach dem Muster dieser zahlreichen Beispiele, wohl besonders nach anrufen, wird beim Aufkommen des Fernsprechers auch anläuten mit dem Wenfall aufgekommen sein. In unserer Mundart dagegen, vielleicht auch noch in andern, ist das neue Wort nach einem andern Muster behandelt worden, nämlich nach dem Vorbild jener auch in der Schriftsprache zahlreichen Zeitwörter, die schon ohne die Vorsilbe „an“ den Wemfall regieren: anbieten. anbefehlen, anzeigen, ansagen u. s. w. Unsere Form ist also